

Wie gelangen Forschun in die Medi

2. Teil: Auswege aus einem offenkundigen Dilemma

Frank Gollnick

In der letzten Ausgabe des „Newsletters“ wurde mit dem ersten Teil dieses Beitrags dargestellt, wie unausgewogen das Verhältnis von Wissenschaftsberichterstattung in den Medien und tatsächlich vorhandenen Ergebnissen aus der Forschung ist. Verschiedene Gründe für das vorhandene Dilemma einer zum Sensationsbetonten hin verzerrten Berichterstattung wurden aufgezeigt. Diese Gründe sind offenbar zu großen Teilen in den eingefahrenen Mechanismen des heutigen, auf Schnelligkeit und hohe Beachtungsquoten zugeschnittenen Medienalltags zu suchen. Die Auswirkungen hierdurch auf das Abbild wissenschaftlicher Forschung in der Öffentlichkeit sind allerdings fatal. Der Bürger wird meist nicht fachgerecht und vor allem höchst unausgewogen und unvollständig über eine wissenschaftliche Fragestellung informiert. Dies führt in manchen Bereichen zu einer verzerrten Wahrnehmung von Risiken und – wie bei der Medienwiedergabe der Erforschung möglicher Gesundheitsrisiken von mobilen Kommunikationsmitteln – zu weitreichender Fehlinformation. Dass das Problem längst erkannt ist und dass (bzw. womit) – von EU-Gremien bis hin zu neu gegründeten Journalistenvereinigungen – nach Auswegen aus dem Dilemma gesucht wird, soll Gegenstand dieses Beitrags sein.

Vor einigen Wochen konnte man es wieder einmal erleben: Der bis dahin selbst in entsprechenden Wissenschaftlerkreisen relativ unbekannt theoretische Physiker Bo Sernelius aus Schweden publizierte in einer Fachzeitschrift für physikalische Chemie eine wissenschaftliche Veröffentlichung mit dem Titel „Possible induced enhancement of dispersion forces by cellular phones“ („Mögliche induzierte Verstärkung von Dispersionskräften durch Mobiltelefone“ [1]). Hierin beschreibt er einen theoretischen Mechanismus der Wirkung von elektromagnetischen Feldern – ähnlich wie sie auch im Mobilfunk zur Übertragung verwendet werden – auf biologische Zellen, wie z. B. Blutkörperchen. Die mögliche Verstärkung von Anziehungskräften zwischen den Teilchen wird anhand zig komplizierter Formeln diskutiert. Sernelius kommt zu dem Schluss: Seine theoretische Arbeit soll zeigen, dass es möglicherweise Effekte geben könnte, die vorher noch nicht betrachtet wurden. Die möglichen Konsequenzen eines solchen Effektes auf biologisches Gewebe (genannt wird die theoretisch berechnete, verstärkte Anziehung zwischen zwei roten Blutkörperchen in menschlichem Blut) sei deshalb zum gegenwärtigen Zeitpunkt reine Spekulation, so dass die vorliegende Arbeit nicht als Beweis für die Schädlichkeit von Mobiltelefonen angesehen werden soll. Und was machten die Medien daraus? ‘Wissenschaft.de’ titelte: „Modell sagt Zusammenklumpen von Zellen aufgrund von Wechselfeldern voraus“ [2]. ‘Presstext Austria’ verwendete die Überschrift: „Handys können theoretisch Blutkörperchen schädigen“ [3]. Und die ‘Rheinische Post’ folgerte plump: „Forscher: Handys verursachen Zellverklumpungen“ [4]. Noch schlimmer fielen zum Teil die verzerrenden Schlagzeilen aus, als im Juni diesen Jahres ungarische Wissenschaftler auf einer Tagung in Berlin vorläufige Daten über mögliche reduzierte Spermien-Qua-

Ergebnisse?

lität und -Anzahl durch regelmäßigen Mobilfunk-Gebrauch präsentierten [5]. Offenbar wurden hier einige Redakteure durch die Themenkombination von 'Sex und Mobilfunk' besonders „beflügelt“. Dass eine fachgerechte Information der interessierten Öffentlichkeit eigentlich nicht so aussehen sollte, wird beim Lesen der oben genannten journalistischen Beiträge deutlich. Und doch ist der dahinter liegende Mechanismus klar: Ohne die sensationisierenden Überschriften und Inhalte finden die Zeitungs- oder Onlineartikel nicht die nötige Beachtung, findet der betreffende Journalist womöglich kein Ohr bei der Redaktionsleitung, wird die Information aus der Wissenschaft vielleicht gar nicht veröffentlicht und landet im Papierkorb. Das wäre aus der Sicht der Wissenschaft auch keine Lösung, denn neue Erkenntnisse aus der Forschung sollen ja – möglichst allgemeinverständlich – an die Öffentlichkeit gebracht werden. Die moderne Welt braucht keine wissenschaftlichen Elfenbeintürme mehr. Wo also kann man Auswege aus dem Dilemma finden?

Das bestehende Dilemma in der Risiko- und Wissenschaftskommunikation kann man etwa wie folgt umreißen:

- Die Medien in Deutschland berichten meist über die Risikoempfindung uninformatierter Betroffener und Laien, weniger über die Risikobewertung von Experten.
- Die Journalisten befinden sich in der Zwickmühle zwischen „Ringeln um öffentliche Beachtung“ und „verlässlich Informieren“ und sind oft zu wenig spezifisch ausgebildet.

Daraus folgt:

- Die öffentliche Meinung basiert überwiegend mehr auf dem subjektiven Empfinden selbsternannter Experten als auf wissenschaftlich fundierten Feststellungen.

Über mögliche Auswege wird vielerorts nachgedacht, und man kann eine Reihe von Aktivitäten in diese Richtung erkennen. Ob die großenteils theoretischen



„Durch unqualifiziert erstellte Gutachten können Personen gefährdet oder unbegründet beunruhigt werden.“

Ansätze sich in der Praxis des Medienalltags jetzt oder später tatsächlich auswirken, bleibt zu diskutieren. Die Aktivitäten innerhalb und außerhalb journalistischer Kreise zur Verbesserung der Situation lassen sich grob in die folgenden Themenkomplexe einteilen:

„Mehr Sachkompetenz“, „Mehr Selbstkontrolle“ sowie „Einfacherer Zugang zu unverfälschter Wissenschafts-Information“.

Mehr Sachkompetenz

Die deutsche Strahlenschutzkommission (SSK) verabschiedete im Dezember 2003 eine Empfehlung mit dem Titel **„Anforderungen an Sachverständige für die Bestimmung der Exposition gegenüber elektrischen, magnetischen und elektromagnetischen Feldern“** [6]. Darin heißt es: *„Im Rahmen der öffentlichen Diskussion über mögliche Gesundheitsbeeinträchtigungen durch elektromagnetische Felder werden oftmals Gutachten gefordert, in denen die jeweilige Expositionssituation bestimmt und bewertet wird. Die SSK hat mit Sorge zur Kenntnis genommen, dass in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten Sachverständige nach unterschiedlichsten Kriterien ernannt wurden. Die Gutachten, die zu diesem Themenbereich erarbeitet werden, weisen erhebliche qualitative Unterschiede auf. ... Die dargestellte Problematik hat die Strahlenschutzkommission zum Anlass genommen, einen Katalog von Mindestanforderungen zu erarbeiten, der es erlaubt, wissenschaftlich qualifizierte Sachverständige für die Bestimmung der Exposition gegenüber elektrischen, magnetischen und elektromagnetischen Feldern ... zu identifizieren. ... Durch unqualifiziert erstellte Gutachten können Personen gefährdet oder unbegründet beunruhigt werden. Dies kann u.U. auch unnötige Investitionen zur Folge haben. Es ist für Laien praktisch nicht möglich zu beurteilen, ob ein*

Gutachten bestimmten Qualitätsanforderungen genügt, oder ob die Aussagen über die Möglichkeit von Gesundheitsbeeinträchtigungen zutreffen.“ Unter „Laien“ sind hier natürlich nicht nur „normale Bürger“, sondern u.a. auch nicht speziell ausgebildete Richter, Rechtsanwälte oder eben auch Journalisten zu verstehen. In einer Stellungnahme hierzu berichtete das Österreichische „Forum Mobilkommunikation“ (FMK), dass auch in Österreich *„... immer mehr selbst ernannte ‘Elektrosmog-Experten’ ihr Unwesen treiben“*. Wenigstens für den Bereich der Messtechnik wird jetzt also offiziell versucht, dem oftmals wilde Blüten treibenden Schein-Expertentum entgegen zu wirken. Nötig wäre dies sicher auch – oder sogar vor allem – für den Bereich der biomedizinischen oder gesundheitlichen Bewertung von Forschungsergebnissen. Hier steht eine entsprechende Empfehlung noch aus.

In einer Anfang 2003 veröffentlichten Presseinformation berichtete die deutsche VolkswagenStiftung von einem gemeinsam mit der Bertelsmann Stiftung und der BASF AG gestarteten **„Qualifizierungsprogramm Wissenschaftsjournalismus“** [7]. *„Ziel dieses Projekts ist es, die Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten zu fördern und Wissenschaftlern den Umgang mit den Medien zu erleichtern. Die Projektpartner planen den Aufbau eines neuen Studiengangs für den journalistischen Nachwuchs sowie Weiterbildungsseminare für bereits etablierte Journalistinnen und Journalisten; daneben sollen Medientrainings für Wissenschaftler entwickelt werden.“* Auch dies ist ein lohnenswerter Ansatz, der, wie wir im Weiteren sehen werden, bereits an verschiedenen Stellen umgesetzt wurde.

Schon im September 2002 wurde von der Europäischen Kommission in Brüssel der **Aktionsplan „Wissenschaft und Gesellschaft“** veröffentlicht [8]. Das Dokument stellt eine neue Strategie vor, um den europäischen Bürgern die Wissenschaft zugänglicher zu machen, und 38 Aktionen, um dieses Ziel zu erreichen. In einem Vorwort stellt Philippe Busquin, Mitglied der Europäischen Kommission Forschung, fest, *„... dass in diesem Bereich noch große Fortschritte erzielt werden müssen: auch wenn die Europäer noch immer Vertrauen zu ihren Wissenschaftlern haben,*

sagt nur die Hälfte, dass sie sich für Wissenschaft interessiert, und viele halten sich für schlecht informiert.“ Der Aktionsplan beinhaltet große Themenbereiche, wie „Förderung der wissenschaftlichen Bildung und der Wissenschaftskultur in Europa“, „Eine stärker bürgernah ausgerichtete Wissenschaftspolitik“ und „Verantwortungsbewusste Wissenschaft im Zentrum des politischen Entscheidungsprozesses“. Die Inhalte der einzelnen Aktionen sind vielfältig, wie z.B. „Zusammenführen der Vertreter der Wissenschaft und der Medien“ (Aktion 2), „Stiftung eines besonderen Preises für Journalisten und Wissenschaftler, die sich der Vermittlung wissenschaftlicher, für die breite Öffentlichkeit bestimmter Inhalte verschrieben haben“ (Aktion 3), aber auch die Einrichtung von Internet-Diensten und maßgeschneiderten Datenbanken, die den Medien unmittelbar brauchbare Informationen liefern sollen. Unter Punkt 3.3 des Aktionsplans „Nutzung von Fachwissen“ heißt es interessanterweise: „Wir benötigen Experten, die uns beruhigen, uns warnen und uns komplexe und häufig umstrittene Tagesfragen erläutern.“ Weiter aber „... ist die Tendenz zu verzeichnen, dass die Hinzuziehung von Experten auf Widerstand und Misstrauen stößt. Zunächst wird die Wissenschaft in vielen Fällen als eine Disziplin wahrgenommen, die mit Gewissheiten und harten Fakten zu tun hat, was in der Wirklichkeit selten der Fall ist, vor allem in Grenzbereichen der Forschung. Wissenschaftler sind von Natur aus vorsichtig, und ihr Rat ist häufig mit Vorbehalten versehen. Außerdem gibt es mitunter mehrere Denkschulen oder Außenseiterstimmen, deren Meinung sich nicht mit der vorherrschenden Meinung deckt. Wenn Experten auf schein-

bar einfache Fragen keine einfachen Antworten geben, kann ein Gefühl der Frustration und Verzweiflung aufkommen. Die Schlussfolgerung lautet dann: 'Selbst die Experten wissen nicht, wovon sie reden!' Zwischen denjenigen, die beraten, und denjenigen, die beraten werden, sind eine kohärentere Schnittstelle ebenso wie ein besseres gegenseitiges Verständnis und eine klarere Kommunikation nötig. Darüber hinaus tun sich die politischen Entscheidungsträger aller Ebenen vielfach damit schwer, auf das Wissen zuzugreifen, über das die vielfältigen wissenschaftlichen Kulturen und die breite Palette spezialisierter Exzellenzzentren in Europa verfügen. Schlimmstenfalls müssen sie sich vorwerfen lassen, nur 'zahme' Experten auszuwählen, von denen bekannt ist, dass sie vorgegebene politische Entscheidungen unterstützen. Es bedarf eines stärker systematischen und offenen Ansatzes auf nationaler und europäischer Ebene, um das beste Fachwissen zur rechten Zeit zu finden.“ Wahre Worte, die natürlich nicht nur auf politische Entscheidungsträger zutreffen, sondern auch auf die Medienvertreter als direktestes und effektivstes Bindeglied zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

„Es bedarf eines stärker systematischen und offenen Ansatzes auf nationaler und europäischer Ebene, um das beste Fachwissen zur rechten Zeit zu finden.“

So wurde folgerichtig eine **Sonderausgabe vom „FTE info – Magazin für Europäische Forschung“** der Europäischen Kommission im September 2002 dem Thema „Wissenschaft verbreiten“ gewidmet [9]. In einer Reihe von Beiträgen wird die Problematik von verschiedenen Seiten äußerst kompetent beleuchtet. Neben dem Verhältnis von Forschern und Journalisten, der Rolle der Verleger und der Bedeutung von Bildern in der Wissenschaftsberichterstattung wird das Thema „Internet, der neue Königsweg?“ ausführlich behandelt. Im Editorial heißt es hier u.a.: „... Um zu erklären, wie sich dieser Graben zwischen Wissenschaft und Medien – manche sprechen sogar von einem Abgrund – auftun konnte, betonen die Wissenschaftler häufig die angebliche Unvereinbarkeit zwischen Forschungsarbeit und journalistischer Praxis. Sie argumentieren, die wissenschaftliche Aktivität sei auf lange Sicht, auf Exaktheit und Strenge ausgerichtet, während die Medien kurze Sicht, Vereinfachung und Emotion in den Vordergrund stellen.

Sind die Aktivitäten der Forscher und der Journalisten bei eingehender Betrachtung jedoch wirklich so verschieden? Besteht nicht die Arbeit des Wissenschaftlers darin, die 'Akteure' der Welt und die 'Stars' des Universums zu erforschen und über ihr Leben, ihre Wechselbeziehungen und ihr Innerstes zu berichten? Und muss ein Journalist nicht letztlich die Dinge objektiv darstellen, möglichst viele Beweise sammeln und seine Quellen überprüfen, um die 'ganze Wahrheit' ans Licht zu bringen? ... Sind nicht Wissenschaftler und Journalisten gleichermaßen bestrebt, mithilfe eines Berichts, der bestimmten Regeln und Bedingungen unterliegt, die Wirklichkeit zu 'rekonstruieren'? ... Aber man kann – oder muss – in diesem Graben (oder gar Abgrund) ein weiteres Anzeichen für die Entfernung sehen, die die 'beiden Kulturen' voneinander trennt. Auch wenn die Wahrheit, wie immer, differenzierter ist. Manche Forscher haben sich so zu wahren Medienexperten – oder wissenschaftlichen Stars – entwickelt, während bestimmte Journalisten über Kenntnisse der Wissenschaft verfügen, um die sie manche Forscher beneiden könnten...“

Ist alles in Wahrheit also halb so schlimm? Doch, schlimm genug, denn zumindest in der öffentlichen

Meinungsbildung (durch die Medien) über den Stand der Erforschung gesundheitlicher Risiken durch den Mobilfunk liegt heute offensichtlich noch einiges im Argen. Es herrschen im Journalismus offenbar noch an zu vielen Stellen Arbeitsbedingungen, die die Akteure zwingen, wider eine bessere Vernunft zu arbeiten. Die fatalen Ergebnisse wurden bereits exemplarisch aufgezeigt und begegnen uns als neutrale Beobachter fast tagtäglich. Umso wertvoller erscheint es, dass das Problem selbst auf höchster politischer Ebene zumindest erkannt ist und Maßnahmen auf breiter Basis eingeleitet wurden.

Zu den ersten Früchten solcher Maßnahmen in Deutschland kann man die **Schaffung eines neuen Studiengangs „Wissenschaft und Journalismus“** (Bachelor- und Masterabschlüsse) an der Universität Dortmund seit dem Oktober 2003 zählen. Im Gegensatz zu einem Aufbaustudiengang „Wissenschaftsjournalismus“, der an der Freien Universität Berlin bereits seit 1999 angeboten wird, handelt es sich hier um einen auf sechs Semester angelegten vollen Studiengang im Falle des Bachelor-Abschlussgrads. Abweichend von bisherigen Modellen an einigen Hochschulen in Deutschland will man in Dortmund nicht vorrangig Journalisten für die Wissenschaftsressorts der großen Zeitungen ausbilden, sondern Journalisten, die verbraucherorientiert mit dem entsprechenden Hintergrundwissen über viele verschiedene Themenbereiche berichten können. Auf die Bedeutung gerade dieses Aspekts für die vielen Lokalredaktionen der Zeitungen wird später noch einmal eingegangen. Neben dem journalistischen Teil stehenden den Studierenden mit Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Datenanalyse drei Zweifächer zur Auswahl. Im weiterführenden Masterstudium soll dann eine einzelne Disziplin vertieft werden. Die Mehrheit der Planungskommission sprach sich gegen ein geisteswissenschaftliches Modul aus. „Diese Kompetenzen sind in den meisten Redaktionen sowieso schon abgedeckt. An Naturwissenschaften fehlt es allerdings oft“, meint Institutsleiter Günther Rager.

Vertiefende Einblicke in das Selbstverständnis und die Themenausrichtung in dem etwa einen Dutzend Journalistik-Studiengängen und kommunikationswis-

senschaftlichen Instituten in Deutschland bieten die **Artikel von Siegfried Quandt, Ruth Reichstein und Lothar Hausmann** in [10]. Professorin Claudia Mast, Kommunikationswissenschaftlerin in Stuttgart Hohenheim, hat sich demnach z. B. „...auf die Fahnen geschrieben, dass Wissenschaftstransfer unser zentrales Leitmotiv ist“. Sie hält Vorträge in Redaktionen und publiziert in Unternehmensmagazinen. Und das so verständlich, dass auch Laien ihr folgen können. Sogar Journalisten, die eigentlich nur wissen wollen, wie Kommunikationsexperten ihre Wissenschaft der Öffentlichkeit vermitteln. Professor Siegfried Quandt vom Seminar für Fachjournalistik und Didaktik der Geschichte an der Universität Gießen fordert in seinem Beitrag ein Aufbrechen der Ressortgrenzen im klassischen Wissenschaftsjournalismus und mehr interdisziplinäre Teamarbeit in den Redaktionen mit dem Ziel, die Wissenschaft für eine bessere Klärung öffentlich interessanter Themen zu nutzen: *„In der redaktionellen Neuorganisation gibt es grundsätzlich zwei vernünftige Wege. Erstens: Auflösen der Wissenschaftsredaktionen, und in jedes klassische Ressort oder neues Redaktionsteam mindestens eine Redakteurin oder einen Redakteur stecken, die/der von dem Themenfeld (also etwa Politik, Wirtschaft, Kultur) eine wissenschaftlich fundierte Ahnung hat. Zweitens: Bei Spezialmedien oder Spartenprogrammen den Wissenschaftsbezug verbreitern; es genügt nicht – wie bei herkömmlichen Wissenschaftsredaktionen – die Aufmerksamkeit allein auf Naturwissenschaft, Medizin und Technik zu richten; Wissenschaft umfasst auch Soziales und Kulturelles. Ein solches Dialogmodell aber existiert auf beiden Seiten nur in Ansätzen. Bei den Wissenschaftlern gibt es zu wenig Medienkompetenz, bei den Journalisten – auch bei den Wissenschaftsjournalisten – zu wenig Sachkompetenz. Dafür betonen sie einseitig ihre Darstellungskompetenz; die Wissenschaftler halten dann mit der Sachkompetenz dagegen – und der alte Streit lebt wieder auf. Es wäre im Interesse aller, könnte er bald zu den Akten gelegt werden“* [10].

Ähnliche aufklärende Arbeit in den eigenen Reihen der Journalisten – wenn auch nicht sonderlich weit verbreitet – leisten neben den einschlägigen publizis-

„Bei den Wissenschaftlern gibt es zu wenig Medienkompetenz, bei den Journalisten – auch bei den Wissenschaftsjournalisten – zu wenig Sachkompetenz.“

tischen Fachzeitschriften zunehmend auch die **an einigen Lehrstühlen gegründeten, zum Teil recht selbstkritisch ausgerichteten Blätter**, wie „Message“, „PR-Forum“, „Journalistik-Journal“ oder „Dimensionen“. Letztere Publikation wird herausgegeben von dem bereits erwähnten Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der FU Berlin. Dort erschienen ist auch das **„Handbuch Wissenschaftsjournalismus“** sowie eine aktuelle Liste der zwölf wesentlichen **Berufsverbände für Wissenschaftsjournalisten** in Deutschland, Österreich und der Schweiz [11] – allesamt Quellen bzw. Stellen, die zu der dringend notwendigen Verbesserung der geschilderten Misssituation und zur besseren Aufklärung in den eigenen Reihen der Berichtersteller beitragen wollen. In Heft 26 von „Dimensionen“ vom Frühjahr 2004 erfährt man u.a. auch, dass die *„wegen der nur schwach ausgebauten Wissenschaftsredaktion oft genug kritisierte“ Deutsche Presseagentur (dpa) bereits seit 2001 von zwei auf drei Vollzeit-Wissenschaftsredakteursstellen in der Zentrale aufgestockt* wurde. Damit *„...hat dpa auf den zunehmenden Umfang und die gestiegene Bedeutung von Wissenschaftsthemen in den Medien reagiert“*, heißt es in einer zitierten Meldung des betreffenden Redakteurs. Auch dies muss unter den im ersten Teil dieses Artikels beschriebenen Bedingungen als ein nicht zu unterschätzender Schritt in die richtige Richtung gewertet werden.

Mehr Sachkompetenz auf Seiten der Wissenschaftler – und zwar, was den Umgang mit den Medien betrifft – sollen **Medientrainings für Wissenschaftler** bewirken, die in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten verstärkt angeboten werden. Auch dies ist ein

„Was stets fehlte, war die Entwarnung. Die erscheint, wenn überhaupt, irgendwo hinten im Blatt und kommt im TV-Bereich so gut wie nie vor.“

Teil der direkten Umsetzung des erwähnten Maßnahmenkatalogs der Europäischen Kommission, wo es weiter heißt: *„Die Kommission wird in Zusammenarbeit mit den Mitgliedstaaten eine Reflexionsgruppe aus Journalisten und Vertretern der Presseorgane einsetzen, um zu prüfen, welche Vorgehensweise sich für eine wirksame Verbreitung wissenschaftlicher Information auf europäischer Ebene am besten eignet, z.B. die Förderung der Schaffung einer europäischen Presseagentur für den Bereich Wissenschaft oder eines Netzes für den Austausch von für die breite Öffentlichkeit bestimmten Informationen zwischen den Fachleuten des Sektors.“* Die Medientrainings werden bereits über den oben genannten Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft in Berlin angeboten sowie z.B. auch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der Leibniz-Gesellschaft, der Universität Münster und der Universität Stuttgart [12]. Auf eine bessere Qualität der in den Medien angebotenen Wissenschaftsinformation zielen die Aktivitäten der im Herbst 2003 neu gegründeten **„Pressekonferenz Gesundheitspolitik“** und der schon seit über 17 Jahren bestehenden **„Wissenschafts-Pressekonferenz e.V.“** (WPK). Laut Pressemitteilung vom Oktober 2003 [13] wird die Pressekonferenz Gesundheitspolitik, vergleichbar mit der Bundespressekonferenz und der WPK, ausgewählte Experten zu Gesprächen einladen. *„Die Gesundheitspolitik und der gegenwärtige Stand der gesellschaftlichen Diskussion, darüber waren sich die Gründungsteilnehmer, allesamt engagierte gesundheitspolitisch tätige Journalistinnen und Journalisten der Hauptstadt, einig, sind exemplarisch für den Zustand der Gesellschaft: Intransparenz, tagesbestimmter Schlagabtausch, Verunsicherung und Missverständnisse charakterisieren auch die mediale Arbeit und führen dazu, dass sich*

Bürgerinnen und Bürger zunehmend orientierungslos fühlen. Das trifft gleichermaßen auf die Meinungsbildner und Multiplikatoren zu. Die Pressekonferenz Gesundheitspolitik will die Qualität journalistischer Arbeit auf diesem Gebiet durch eine bessere Qualität der Information und ein intensiveres Hinterfragen der gegenwärtigen Prozesse verbessern helfen.“

Die WPK ist ein Verein von rund 170 bundesweit aktiven Wissenschaftsjournalisten, einem Freundeskreis mit etwa 60 Mitgliedern und einem Kuratorium mit 30 namhaften Persönlichkeiten wichtiger Wissenschaftsorganisationen und -institutionen. Vor allem das seit der Neugestaltung des Internet-Angebots im Oktober 2003 vierteljährlich erscheinende **Online-Magazin „WPK-Quarterly“** ist wegen seines (im Sinne der hier behandelten Thematik) ambitionierten Inhalts erwähnenswert: Bereits in der ersten Ausgabe (Nr. IV/2003) werden in verschiedenen Artikeln (vor allem in: *„Fernsehen: Mythos Wissenschaft“* und *„Warnen ja, aber wo bleibt die Entwarnung?“*) kritische Einblicke in den journalistischen Alltag offenbart, bzw. Zustände angeprangert, die unter dem Aspekt des hier besprochenen Dilemmas wie weise Analysen einer übergeordneten Instanz wirken [14]. Hier ein Auszug (am Beispiel der Gentechnik-Debatte): *„... Kein Wort von der vernichtenden Analyse der Arbeiten des schottischen Wissenschaftlers durch mehrere unabhängige wissenschaftliche Institutionen, die erhebliche methodische und handwerkliche Fehler bemängelten. In den vergangenen fünfzehn Jahren intensiver Gentechnik-Debatte gab es eine Vielzahl solcher Horrorgeschichten. Fakt ist aber auch: Jede dieser Horrormeldungen machte große Schlagzeilen. Was stets fehlte, war die Entwarnung. Die erscheint, wenn überhaupt, irgendwo hinten im Blatt und kommt im TV-Bereich so gut wie nie vor. Nach vielen Jahren der Gentechnikdebatte muss es daher erlaubt sein, am Beispiel der Pflanzenbiotechnologie die Frage zu diskutieren, ob Medien Meinungen machen oder gemachte Meinungen reflektieren sollen.“*

Journalisten sind gezwungen parallel an vielen Themen und das auch noch meist in Hektik zu arbeiten. In einer solchen Atmosphäre über Vergangenes nachzudenken scheint unmöglich. Dennoch: Meine These



ist, dass es die fehlende Reflektion des Vergangenen ist, die uns in eine immer enger werdende Zukunft treibt.“

Man kann hoffen, dass solche, durch Deutschlands größten Verband von Wissenschaftsjournalisten verbreitete, manchmal unbequeme Kritik zunehmend bekannt und gehört wird bzw. – da sie aus den eigenen Reihen kommt – auch ernst genommen wird. Mit Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung hat man sich jedenfalls zum Ziel gesetzt, mit der Internet-Plattform der WPK „eine Kommunikationsplattform aufzubauen, die sich stetig weiter entwickelt und zur zentralen Anlaufstelle für ‘Networking’ im besten Sinne wird.“

Mehr Selbstkontrolle

Vieles in den vorigen Absätzen deutet bereits auf Forderungen nach der Einhaltung ethischer Standards sowie nach mehr journalistischer Selbstkontrolle hin. Explizit ausgedrückt haben dies die Autoren des im April 2004 veröffentlichten **Konzeptionspapiers „Leitlinien für einen seriösen Journalismus – Ein Ethik-Kodex für alle Medien“**, die im Journalistenverband „Netzwerk Recherche e.V.“ organisiert sind [15]. In der Pressemitteilung hierzu hieß es: „Gibt es noch eine Aufklärungsfunktion der Medien und Maßstäbe gegen die Maßlosigkeit? Oder haben Klatsch und Tratsch und eine Dominanz des Boulevard- und Servicejournalismus die differenzierte journalistische Berichterstattung an den Rand gedrängt? ... Wichtigstes Ziel ist es, einen Ethik-Kodex für den gesamten Journalismus als positives Leitbild zu schaffen und den Pressekodex in drei wesentlichen Punkten zu erweitern: die Bedeutung der journalistischen Recherche und der Auskunftspflicht der Behörden muss verbessert werden, die strikte Trennung von PR und Werbung gegenüber der journalistischen Arbeit muss normiert und der Informantenschutz verbindlich gesichert werden.“

Das Netzwerk Recherche empfiehlt außerdem eine grundlegende Reform des Deutschen Presserates, dem einzigen Gremium, das ethische Normen für die Presse formulieren könnte. Das Autorenteam fordert mehr Öffentlichkeit und Transparenz des Rates, eine pluralistischere Zusammensetzung und eine intensivere

Wahrnehmung der Kontroll-Aufgaben dieses Gremiums“

[16]. Die in dem Papier ausführlich erläuterten Ziele deuten allesamt in eine Richtung, die dem Verhältnis von Wissenschaft und Medien zugute kommen würden. „Ein Ethik-Kodex ist ein selbstregulatorisches Instrument der Medienschaffenden. Ein Ethik-Kodex des Journalismus ermöglicht die Selbstkontrolle der Akteure des Mediensystems. Wenn ein solches Modell funktioniert, dann gewährleistet es auch in Zukunft, dass staatliche Regulierungsversuche abgewehrt werden können und die Sphäre gesellschaftlicher Kommunikation autonom bleibt.“ Hier werden berechtigte Bedenken angesprochen, dass der Staat bei anhaltender Qualitätsverschlechterung des Journalismus regulierend eingreifen könnte. Bedenklich stimmt allerdings, dass einer der vier Unterzeichner des Konzeptionspapiers und Vorsitzender des Vereins Netzwerk Recherche, Dr. Thomas Leif, als Chefreporter Fernsehen im SWR beim Landessender Mainz arbeitet. Ausgerechnet dort wurde im Sommer letzten Jahres – allerdings von einem anderen Autor – eine Dokumentationssendung zur Mobilfunkproblematik produziert, die nach Einschätzung von Fachleuten alles Andere als ‘gut recherchiert’ und ‘neutral dokumentierend’ ausgefallen war. Trotz Protestes gab es sogar wiederholte Ausstrahlungen. Zwischen Ethik-Anspruch und Realität liegen eben oft noch ein paar Hindernisse.

Neben den genannten Zielen wird auf den Internet-Seiten von ‘Netzwerk Recherche e.V.’ [17] deutlich, dass der Verein sich außerdem schwerpunktmäßig für die Informationsfreiheit in Deutschland einsetzt.

Ähnliche Ziele der Selbstkontrolle, samt einer Reform des Deutschen Presserates, verfolgt auch der im Februar 2004 ins Leben gerufene „**Verein zur Förderung der publizistischen Selbstkontrolle**“, hinter dem als Vorsitzender der Journalistik-Professor Dr. Horst Pöttker von der Universität Dortmund steht. Mit welchen Widerständen die Zunft jedoch auch innerhalb der eigenen Reihen kämpft, zeigt allerdings, dass auf die Gründung dieses Vereins „... die Gewerkschaften Deutscher Journalisten-Verband und Verdi-Fachverband Medien (dju), die zusammen mit den Verlegerverbänden den Presserat bilden, in ersten Reaktionen überaus kritisch und abwehrend reagierten“ [15].



Einfacherer Zugang zu unverfälschter Wissenschafts-Information

Doch auch die verbesserte journalistische Selbstkontrolle ist natürlich nicht die Patentlösung für das Dilemma in der Risiko- und Wissenschaftskommunikation. Oft herrscht der Eindruck, den Journalisten fehle der schnelle und einfache Zugang zu unverfälschter Information über Hintergründe und Zusammenhänge in der Mobilfunkdiskussion. In der Tat ist es heute immer noch äußerst schwer, zwischen tendenziöser, von gewissen Interessen gefärbter Information und neutraler, weitgehend unverzerrter Information zu unterscheiden. Im ersten Teil dieses Beitrags wurde bereits erwähnt, dass die vollkommen unverfälschte wissenschaftliche Information eigentlich nur in den von Wissenschaftlern gegengeprüften Fachpublikationen in einschlägigen, sogenannten „peer-reviewed“ Fachzeitschriften zu finden ist. Auch mündliche Äußerungen der betreffenden Wissenschaftler können durchaus durch bestimmte Eigeninteressen

beeinflusst sein. Das gründliche Lesen der Originalpublikationen ist den meisten Journalisten aus Zeitgründen kaum möglich – schon gar nicht im vergleichenden Überblick. Abhilfe können hier zusammenfassende, möglichst neutrale Darstellungen sowie Fachdatenbanken schaffen.

In den letzten Jahren haben sich einige wenige **Buchveröffentlichungen** wohltuend neutral von den einseitigen Beiträgen abgehoben, die sich massenhaft finden lassen. An erster Stelle wäre hier das 2003 erschienene Buch von Prof. *Reinhold Berz*: „*Krank durch Mobilfunk?*“ zu nennen [18]. Aus der Sicht eines arbeitsmedizinisch und naturheilkundlich ausgebildeten Arztes geht Berz das umstrittene Thema wirklich mit allen vorhandenen Facetten an und zeichnet allgemein verständlich ein umfassendes Bild. Die zahlreichen Literaturangaben, Bilder, Grafiken, Verweise und gut gegliederten Internet-Links runden das Buch zu einem wertvollen Grundlagenwerk ab, das jeder (Wissenschafts-)Journalist, der sich mit der Mobilfunkproblematik sachkundig auseinandersetzen möchte, gelesen haben sollte. Ähnlich wertvoll, wenn auch nicht ganz so umfassend recherchiert, sind zwei Bücher von dem Physiker Prof. *Ulrich Leute*: „*Was ist dran am Elektromog?*“ [19] und „*Wie gefährlich ist Mobilfunk?*“ [20]. Hier wird größter Wert auf Verständlichkeit auch für den absoluten Technik-Laien gelegt. Ein Buch von Prof. *Norbert Leitgeb*: „*Machen elektromagnetische Felder krank?*“ bietet ebenfalls einen recht umfassenden Überblick zum Thema, erfordert aber schon etwas mehr naturwissenschaftliches Grundverständnis [21].

Wissenschaftliche **Datenbanken** mit Informationen aus der Fachliteratur gibt es viele, doch nur wenige sind zum einen frei zugänglich und zum anderen auch noch so angelegt, dass die in der Originalliteratur enthaltene Information für Nicht-Fachleute verwertbar gemacht wird und dazu unverfälscht bleibt. Die von den amerikanischen ‘National Institutes of Health’ (NIH) betriebene, frei zugängliche Literaturdatenbank „**PubMed**“ [22] enthält zwar u.a. praktisch alle für die Mobilfunkproblematik relevanten Originalpublikationen mit ihren Titeln, den Autoren und den Zusammenfassungen (Abstracts), bietet darüber hinaus aber keinerlei wei-



terführende Hilfe an. Sie ist damit ein sehr wertvolles Werkzeug für Fachleute, kann von Laien aber kaum genutzt werden, weil die (englischsprachige) Information in keiner Weise aufbereitet bzw. weiter strukturiert ist oder näher verständlich gemacht wird (allerdings dadurch auch nicht verfälscht werden kann). Die kommerzielle amerikanische „**EMF Database**“ von Information Ventures [23] enthält über 33.000 „peer-reviewed“ und nicht „peer-reviewed“ Einträge (Stand 2003) aus Fachpublikationen und Tagungsbeiträgen (Vorträge, Poster), die den gesamten Bereich der Erforschung biologischer Wirkungen durch elektromagnetische Felder abdecken (Niederfrequenz und Hochfrequenz). Etwa ein Drittel wäre dem Bereich der Hochfrequenz, der den Mobilfunk betrifft, zuzuordnen. Hier werden zum Teil auch fremdsprachige Beiträge (z.B. Russisch, Japanisch) in englischsprachigen Zusammenfassungen angeboten, und die kurzen Publikations-Abstracts werden zum Teil mit weiteren Informationen aus der jeweiligen Veröffentlichung angereichert. Auch diese Datenbank kommt für Journalisten, die sich nicht ausschließlich mit der Materie befassen, schon allein wegen der hohen Kosten nicht in Frage. Durch die von einem wissenschaftlichen Team vorgenommenen Erweiterungen der Einträge ist außerdem theoretisch bereits eine gewisse Möglichkeit zur Verfälschung der Information gegeben.

Viele weitere frei verfügbare oder kommerzielle Dienste, Datenbanken und Internet-Sites bereiten die Materie „Forschung zu elektromagnetischen Feldern und Mobilfunk“, mehr oder weniger unabhängig von bestimmten Interessen geleitet, in unterschiedlicher Qualität und Quantität auf. Ein mittlerweile unüberschaubares Feld, das es dem Suchenden heute eher erschwert als erleichtert, eine bestimmte Information zu finden. Eine Bündelung und bessere Kanalisierung wäre hier sicher angebracht. Oder eine Stelle, die den Suchenden neutral darauf verweist, wo und mit welchen Qualitätsmerkmalen er welche Information finden kann. D.h., neutrale Information muss für jeden erkennbar gemacht werden, mehr Übersicht für die Nicht-Insider und nur gelegentlich damit Befassten muss geschaffen werden! Einen ersten Ansatz hierzu liefern gewiss die oben erwähnten Bücher.

„Eine wissenschaftliche Veröffentlichung ist nicht nur für die Verbreitung der Forschungsergebnisse entscheidend. Sie dient auch der Bewertung der Qualität der Forscherteams.“

Einen in dem Zusammenhang sehr bemerkenswerten Ansatz verfolgt außerdem das Forschungszentrum für Elektro-Magnetische Umweltverträglichkeit (femu) im Universitätsklinikum der RWTH Aachen. Das hier in langjähriger Arbeit entwickelte neue **EMF-Portal** befindet sich in der Erprobungsphase und soll bald für die Öffentlichkeit freigeschaltet werden. Neben verständlich aufgearbeiteter Basisinformation über elektromagnetische Felder und einem überaus umfangreichen Glossar widmet man sich dort im Schwerpunkt der verständlichen, strukturierten und übersichtlichen Darstellung der Inhalte wissenschaftlicher, „peer-reviewed“ Literatur in einem System von abgestufter Informationstiefe. Auf den Informationsbedarf des Benutzers angepasst soll es hier möglich werden, z.B. Quervergleiche, Gewichtungen, Schnellauswertungen etc. in Bezug auf die komplizierte wissenschaftliche Literatur ohne größere Vorkenntnisse selbst anzustellen und sich so selbst ein unbeeinflusstes Bild zu verschaffen. Großer Wert wird deshalb auf ein unverfälschtes, unbewertetes Herausziehen („Extraktion“) der Kerninformation aus den Fachpublikationen gelegt. Für die Zukunft angestrebt ist die Auswertung von zur Zeit über 7.000 erfassten „peer-reviewed“ Publikationen, von denen über 2.000 dem Hochfrequenzbereich zuzuordnen sind. Nach der Freischaltung wird das EMF-Portal somit einen erheblichen Beitrag dazu liefern können, einen einfacheren Zugang zu unverfälschter Information aus erster Hand, eben aus den Publikationen der Forscher, zu erhalten. Dass in den Medien meistens nur die allerneuesten Publikationen eine Rolle spielen, ist hierbei allerdings ein anderes Problem, dem auch mit solchen Datenbanken wegen gewisser Zeitverzögerun-

„Offensichtlich ist es für die journalistische Berichterstattung ein Problem, sozusagen hinter die Kulissen zu schauen, die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Wissens durchschaubar zu machen.“

gen nicht begegnet werden kann. Zur übergreifenden Bearbeitung eines Themas wird dieses Werkzeug aber außerordentlich hilfreich werden.

Der **Zugriff auf eine Fachpublikation** stellt ein weiteres organisatorisches oder finanzielles Problem dar. Meist werden diese Publikationen in sehr teuren Fachjournalen veröffentlicht, die aufgrund enormer Preissteigerungen selbst vielen Bibliotheken allmählich im Abonnement zu kostspielig werden. Immer weniger Fachjournale werden daher in den Bibliotheken gehalten, der Zugriff für Jedermann kostet dort zum Teil erhebliche Gebühren und nur ein geringer Bruchteil der Artikel wird heute schon kostenlos in Online-Journalen publiziert, teilweise wegen (noch) mangelnder Reputation dieser Journale. So macht sich auch die Europäische Kommission unter dem europäischen Forschungskommissar Philippe Busquin Gedanken über einen **effizienteren Zugang zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen**. Die Beauftragung einer Studie über die wirtschaftliche und technische Entwicklung der Märkte für wissenschaftliche Veröffentlichungen in Europa wurde am 15. Juni 2004 in einer Presseerklärung [24] bekannt gegeben. Hierin heißt es u.a.: „Die Studie soll sich über die großen Fragen der derzeitigen öffentlichen Diskussion beugen: die Zukunft der gedruckten wissenschaftlichen Zeitschrift, die Gefahren für den Zugang zur Information durch die Forscher aufgrund der steigenden Preise der Veröffentlichungen, den freien Zugang zu den Forschungsergebnissen für alle und die Notwendigkeit, die Rechte der Verfasser mit den wirtschaftlichen Interessen der Herausgeber zu versöhnen. ... Eine wissenschaftliche Veröffentlichung ist nicht nur für die Verbreitung



der Forschungsergebnisse entscheidend. Sie dient auch der Bewertung der Qualität der Forscherteams. Wegen unseres Ziels, einen echten europäischen Forschungsraum zu verwirklichen und die europäische Forschung stärker ins Licht zu rücken, müssen wir das System für wissenschaftliche Veröffentlichungen überprüfen. Die Zukunft der wissenschaftlichen Veröffentlichungen steht seit mehreren Jahren im Zentrum der Diskussionen, die im Oktober 2003 zur Verabschiedung der Berliner Erklärung geführt haben, in der für einen freieren Zugang zum Wissen („open access“) plädiert wird. Weltweit gibt es mehr als 20 000 wissenschaftliche Zeitschriften, und es werden jährlich rund 1,5 Millionen wissenschaftliche Artikel veröffentlicht. ... Heute steht jede fünfte Veröffentlichung online zur Verfügung, und im „Directory of Open Access Journals“ sind mehr als 1000 Titel aufgeführt. Außerdem sind die Durchschnittspreise der wissenschaftlichen Zeitschriften in den letzten zehn Jahren jährlich um beinahe 10 % gestiegen.“

‘Online’ heißt hier natürlich nicht ‘kostenlos’, denn auch bei Online-Journals sind Preise von 30 US\$ pro Download eines Original-Artikels für Nicht-Abonnenten keine Seltenheit. Umso wichtiger erscheint eine Datenbank, wie die o.g. des ‘femu’ in Aachen, wo versucht wird, die Gesamtheit der relevanten Literatur zu einem Themenkomplex mit ihren wichtigsten Inhalten allgemein zugänglich zu machen.

Vorläufiges Fazit

Ein vorläufiges Fazit könnte man wie folgt ziehen:

1. Die bestehenden Probleme sind, auch in Kreisen der Journalisten, längst erkannt und werden vielfach zutreffend und selbstkritisch adressiert.
2. Optimistisch betrachtet: Die ergriffenen Maßnahmen – und es werden stetig mehr – wirken sich nur noch nicht durchgreifend aus. Ein Trend der Verbesserung, ein Ausweg aus dem Dilemma ist jedoch erkennbar. Hier zahlt sich vor allem eine Erhöhung der Sachkompetenz auf beiden Seiten, der von Journalisten und der von Wissenschaftlern, aus. Ein gutes Beispiel für einen solchen Hoffnungsschimmer war kürzlich zu beobachten: Es gab in der Presse neben einer Flut von wenig differen-



zierten Beiträgen auch eine sachliche Auseinandersetzung mit der eingangs erwähnten vorläufigen Studie zur Spermien-Qualität und -Anzahl [5]. Ein vorbildlich recherchierter Artikel in 'Die Welt' vom 29.06.04 [25] zeigt exemplarisch, dass es auch besser geht.

3. Leider stehen die gegensätzlichen ungeschriebenen Gesetze und ureigenen Interessen der Medien- und der Wissenschaftswelten einem besseren sachlichen Dialog nach wie vor im Wege.
4. Die Recherchemöglichkeiten für die Berichtersteller und für Jedermann, der interessiert ist, müssen weiter vereinfacht und verbessert werden.

Wem das alles zu theoretisch ist, zu wenig aus der Praxis des „wirklichen“ journalistischen Alltags, womöglich aus dem Alltag einer Lokalredaktion ... Sicher, gerade dort erscheinen viele der hier erörterten, ambitionierten Ansätze für Auswege aus dem Dilemma wahrscheinlich vollkommen irrelevant oder wie gut gemeinte Ratschläge eines „Outsiders“, der „das noch nie selbst erlebt hat“. Es ist sicher ein enorm langer Weg von der Europäischen Kommission bis auf den Schreibtisch eines überlasteten Lokalredakteurs.

Und gerade die *Tagespresse* nimmt nach einer bereits 1988 veröffentlichten Untersuchung die Schlüsselposition für den Weg dar, den ein vermeintliches oder tatsächliches Umweltproblem in der öffentlichen Wahrnehmung nimmt – ein kurzes „Hochspülen“ und wieder Abebben in der Wahrnehmung oder eine regelrechte „Medienkarriere“ bis hin zum „Gift des Jahres“ mit Maßnahmen auf höchster Ebene [26]. Die *Lokalpresse* hingegen tritt demnach erst vermehrt am Gipfel der allgemeinen Medienresonanz in Erscheinung, wenn eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit bereits unübersehbar ist – wie in Deutschland eben im Falle der „Elektromogdiskussion“.

In der „Kommunikationslandschaft Schweiz“ kann dies allerdings schon wieder ganz anders aussehen. Ein im Januar 2003 veröffentlichter Projektbericht, der im Rahmen der Forschungs Kooperation 'Nachhaltiger Mobilfunk' der ETH Zürich erstellt wurde, stellt fest: „Während der Suche nach den journalistischen Texten ergab sich der bestimmte Eindruck, dass die ge-

undheitlichen Risiken des Mobilfunks nicht das 'große' journalistische Risiko-Thema der 90er Jahre waren. Die gesundheitlichen Risiken des Mobilfunks erwiesen sich für die journalistische Berichterstattung nicht als vergleichbar 'sexy' wie die 'Missbräuche' in Fortpflanzungsmedizin und Gentechnologie und in der Ernährung.“ [27]. Und noch ein weiterer wesentlicher Punkt, der bisher unerwähnt blieb, wird dort unter der Überschrift „Journalistische Berichterstattung konstruiert Medienrealität“ angesprochen: „Auch in dieser Untersuchung zeigte sich, dass die Realität in der journalistischen Berichterstattung eine eigene – Medienrealität – ist. Übereinstimmend mit den publizistikwissenschaftlichen Befunden zur Risikokommunikationsforschung konnte auch hier festgestellt werden, dass die wissenschaftlichen Evidenzen nur bedingt beachtet werden. In einer scharfen Interpretation der vorliegenden Ergebnisse könnte sogar davon gesprochen werden, dass die Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden. Denn der Befund, dass Mobiltelefonieren beim Autofahren das substantielle Risiko darstellt, der wurde in der Berichterstattung eher am Rande erwähnt. In der journalistischen Berichterstattung ist es nicht gelungen, die Grenzen des wissenschaftlichen Wissensstandes aufzuzeigen. Ähnlich war die Situation in der journalistischen 'Waldsterben'-Berichterstattung. Auch damals gelang es der journalistischen Berichterstattung nicht, den hoch limitierten wissenschaftlichen Erkenntnisstand aufzuzeigen. Offensichtlich ist es für die journalistische Berichterstattung ein Problem, sozusagen hinter die Kulissen zu schauen, die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Wissens durchschaubar zu machen.“

Sollte man das angesprochene Dilemma dann also lieber nicht *allzu* ernst nehmen? Doch! Es wird ja bereits vielerorts sehr ernst genommen, denn es gibt gangbare Wege, die Situation zu verbessern. Medientrainings mit Wissenschaftlern finden bereits statt, Netzbetreiber, Behörden, Stiftungen und Verbände suchen den Dialog mit Medien und Wissenschaftlern gleichermaßen, und in den Schulen werden Kinder und Jugendliche verstärkt mit der Mobilfunkdiskussion und der Wissenschaft, die dahinter steckt, konfrontiert. Verständlich aufbereitete Wissenschaft

„Zum Preis eines Kaffees oder eines Gläschens Wein kann jeder die neuesten Entwicklungen der Wissenschaft und Technologie ausloten.“

nimmt merklich immer mehr Raum ein im Medienangebot, doch der Erfolg all dessen bei der Wahrnehmung in der Öffentlichkeit ist schwer abzuschätzen. Die *neuesten* Wege, die bei der Vermittlung von wissenschaftlichen Themen beschränkt werden, sind europaweit betrachtet sehr vielfältig, haben zum Teil noch experimentellen Charakter, sind aber zum Teil enorm vielversprechend. Die in Deutschland sehr eingefahrene Mobilfunkdiskussion kann von solchen Ansätzen nur profitieren.

Ausblick in die Zukunft oder schon aktuelle Realität? – Wissenschaftsmarathon, Wissenschaftscafés und ‘Research goes Public’

Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Vorhaben **„Research goes Public“** („Wissenschaft geht an die breite Öffentlichkeit“) [28] beschäftigte sich in den letzten drei Jahren bis Ende 2003 mit neuen Wegen der Wissenschaftsvermittlung sowie Marketing und Kommunikation von Forschung. In zwei Buchdokumentationen, die hierzu von der ‘Köln International School of Design’ in der FH Köln herausgegeben wurden [29, 30] schreiben verschiedene Autoren über die im internationalen Wettbewerb immer wichtiger werdende Vermarktung von Forschung, aber auch über die heutigen Möglichkeiten, Forschungsergebnisse sinnvoll und effektiv an die Öffentlichkeit zu bringen, so dass sie besser wahrgenommen werden. Ein wertvoller Fundus für alle, die sich eingehender mit der Praxis von Wissenschaftsvermittlung beschäftigen möchten.

Und nicht zuletzt greift das Magazin ‘FTE info’ der Europäischen Kommission das Thema „Vermittlung von Wissenschaft an die Öffentlichkeit“ noch einmal auf, indem verschiedene neue Aktivitäten in Europa

geschildert werden [31]: „*Wer ist das Zielpublikum? Wie will man es verführen? Wie findet man den goldenen Mittelweg zwischen wissenschaftlicher Strenge und der gebotenen Attraktivität? Die Fragen, vor denen die Wissenschaftsmuseen und -zentren stehen, sind im vergangenen November während eines Treffens im Deutschen Museum in München unter der Ägide des europäischen Netzes Ecsite untersucht worden. Mehr als sechshundert Spezialisten haben in einer Reihe thematischer Workshops die Gegenwart und vor allem die Zukunft dieser Einrichtungen unter die Lupe genommen.*“

Hier ein Beispiel für einen „anderen“ Ausweg aus dem Dilemma, um beim Thema zu bleiben: „*Das Museo Nacional de Ciencia y Tecnologia in Madrid bietet Kindern von 8 bis 14 Jahren ‘Gespräche mit Forschern’, und zwar den berühmtesten, an. Doch die überraschendste Initiative (die sich überdies eines großen Erfolgs erfreut) ist wohl der ‘Wissenschaftsmarathon’, der acht Mal jährlich durchgeführt wird. ‘Spanische Wissenschaftler, die Besten auf ihrem Gebiet, folgen einander während sechs Stunden’, berichtet Amparo Sebastian, Direktorin des Museums. ‘Jeder hält einen zwanzigminütigen Vortrag über das für den Marathon gewählte Thema, gefolgt von Zeit für Fragen aus dem Auditorium. Die 120 Plätze des Hörsaals sind jeweils im Nu belegt, wir müssen in der Halle einen Bildschirm aufstellen. Unsere ursprüngliche Idee war, dass das Publikum während der Vorträge ein- und ausgehen kann, aber wir stellen fest, dass die Leute im Allgemeinen vom Anfang bis zum Ende bleiben. Wir greifen so verschiedenartige Themen wie die Nanotechnologie oder das Leben unter extremen Bedingungen auf. Alle haben einen Riesenerfolg.’*“

Diese Entwicklung hin zu einer Mischung aus Strenge und Geselligkeit macht sich überall bemerkbar. ‘Man ist von der reinen Popularisierung abgekommen’, schließt Melanie Quin. ‘Das Museum stellt sich zunehmend als Ort des Dialogs und als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft dar. Das Publikum bringt bereits ein Wissensgepäck und eine gewisse Wissenschaftskultur mit. Es kommt mit Ideen und Fragen. Das Museum ist möglicherweise im Begriff, nach und nach in die Rolle eines Forums zu schlüpfen.’“

Wieso also nicht einmal eine ähnliche Veranstaltung zum Stand der Forschung in der Mobilfunkdebatte, z. B. im Museum für Kommunikation in Berlin?

Wissenschafts-Cafés wären noch eine andere Art neuer Wege in der Vermittlung von Wissenschaft an die interessierte Öffentlichkeit, über die ebenfalls das neueste 'FTE info' berichtet. *„Im Vereinigten Königreich und in Frankreich sprießen sie wie Pilze aus dem Boden, tauchen aber auch in anderen Regionen Europas langsam auf. Am häufigsten lassen sie sich in einer Bar (oder einem Pub) nieder, manchmal auch in einer Bibliothek, einem Theater oder einem Snack. ... Das Prinzip dieser Abende: Ein Diskussionsthema, ein oder zwei geladene Gäste, die die Debatte ohne Jargon und Geschwätzigkeit einleiten, um danach die Fragen der Anwesenden zu beantworten. Die Organisatoren gehen von dem Grundsatz aus, dass jede gestellte Frage ernst zu nehmen ist. Ein Gesprächsleiter fasst zusammen, erteilt das Wort, 'zivilisiert' die Debatte. ... 'Zum Preis eines Kaffees oder eines Gläschens Wein kann jeder die neuesten Entwicklungen der Wissenschaft und Technologie ausloten', sagen die britischen Organisatoren dieser Räume des freien Austauschs.*

In Frankreich finden ähnliche Diskussionen in den Cafeterias mancher Gymnasien statt. Diese Wissenschaftscafés für Jugendliche, die ebenfalls der ungezwungenen Debatte offen stehen und Begegnungen mit Wissenschaftlern fördern, werden hinterher pädagogisch aufgearbeitet.

Manche dieser Orte bevorzugen einen roten Faden, wie etwa das 'Videnskabscafeen' in Kopenhagen, das sich eines ebenso gemischten wie motivierten Publikums erfreut. Dieses dänische Café fokussiert seine Debatten auf den Zusammenhang von Wissenschaft und Gesellschaft und den Einfluss der Technik auf den Alltag“ [32].

Es sollte doch wundern, wenn nicht auch Presse, Rundfunk usw. an solcher Art innovativer Wissensvermittlung Interesse hätten. ...Womit sich der Kreis wieder schließt zu den Medien und der Chance, die hierin läge, die festgefahrene Diskussion über mögliche Gefahren der Funktechnologien weiter zu versachlichen.

Dr. rer. nat. Frank Gollnick ist Biologe und war lange Zeit Mitarbeiter im Physiologischen Institut II der Universität Bonn. Er ist nun als wissenschaftlicher Berater für die FGF tätig.

Literatur/Internet-Links

- [1] Sernelius, B.: Possible induced enhancement of dispersion forces by cellular telephones. Phys. Chem. Chem. Phys. 6, 1363-68 (2004)
- [2] <http://www.wissenschaft.de/sixcmsdetail.php?id=239890>
- [3] <http://www.presse-text.at/pte.mc?pte=040407009>
- [4] <http://www.rp-online.de/public/druckversion/nachrichten/wissenschaft/medizin/43041>
- [5] Fejes, I. et al.: Relationship between regular cell phone use and human semen quality. Abstract, ESHRE 2004, Tagung der European Society for Human Reproduction and Embryology (2004)
- [6] <http://www.ssk.de/2003/ssk0319e.pdf>
- [7] <http://www.berlinews.de/archiv-2003/1212.shtml>
- [8] http://www.europa.eu.int/comm/research/science-society/pdf/ss_ap_de.pdf
- [9] <http://www.europa.eu.int/comm/research/>
- [10] Journalist 10 (2002)
- [11] <http://www.wissenschaftsjournalismus.de>, 'Handbuch, 'Berufsverbände'
- [12] <http://www.wissenschaftsjournalismus.de>, 'Medien Training'
- [13] http://www.mediencity.de/index.php?art_id=2778
- [14] Katzek, J.: Warnen ja, aber wo bleibt die Entwarnung? WPK Quarterly IV/2003, 10-12 (2003) <http://www.wissenschafts-pressekonferenz.de/cgi-bin/WebObjects/WPKCMS.woa/wa/berichtPDF?documentId=4P4010056>
- [15] Frankfurter Rundschau v. 21.04.04, S. 9
- [16] <http://www.netzwerkrecherche.de/html/medienkodex.htm>
- [17] <http://www.netzwerkrecherche.de>
- [18] Berz, R.: Krank durch Mobilfunk? 1. Aufl., Verlag Hans Huber, Bern (2003)
- [19] Leute, U.: Was ist dran am Elektromog? 1. Aufl., J. Schlembach Fachverlag, Weil der Stadt (2001)
- [20] Leute, U.: Wie gefährlich ist Mobilfunk? 1. Aufl., J. Schlembach Fachverlag, Weil der Stadt (2002)
- [21] Leitgeb, N.: Machen elektromagnetische Felder krank? 3. überarb. Aufl., Springer-Verlag, Wien (2000)
- [22] <http://www.infoventures.com/emf.htm>
- [23] <http://www.europa.eu.int/rapid/pressReleasesAction.do?reference=IP/04/747&format=HTML&aged=0&language=DE&guiLanguage=en>
- [24] Jänz, H.: Machen Handys ihre Nutzer unfruchtbar? in 'Die Welt' v. 29.06.2004
- [25] Steger, U.: Umweltmanagement: Erfahrungen und Instrumente einer umweltorientierten Unternehmenspolitik, Wiesbaden 1988, S. 189
- [26] Schanne, M., Stalder, T.: Mobilfunk: Publizistische Medien und die Thematisierung von EMF-Risiken. Schlussbericht des Projektes im Rahmen der ETHZ-Forschungskooperation „Nachhaltiger Mobilfunk“, Zürich (2003) http://www.mobile-research.ethz.ch/var/sb_gysel_pref5.pdf
- [27] <http://www.research-goes-public.de> ; <http://www.zefo.de>
- [28] Mager, B. (Hrsg.): Forschungskommunikation und Design. Köln International School of Design, Fachhochschule Köln, www.research-goes-public.de (2002)
- [29] Mager, B., Hamacher, H. (Hrsg.): Marketing und Kommunikation von Forschung. Köln International School of Design, Fachhochschule Köln, www.research-goes-public.de (2003)
- [30] Wenn die Wissenschaft sich ausstellt. in: FTE info Nr. 41 der Europäischen Kommission, 20-23, http://www.europa.eu.int/comm/research/rtdinfo/index_de.html (2004)
- [31] Im Blickpunkt: Das Wissenschafts-Café. in: FTE info Nr. 41 der Europäischen Kommission, 24, http://www.europa.eu.int/comm/research/rtdinfo/index_de.html (2004)
- [32]